

Auch ich lebe

Auch ich lebe, hier, in dieser Stadt. Hinter einem dieser halbdurchlässigen Vorhänge, hinter einer dieser schmutzig gelben Fassaden mit den abgasgebräunten Fensterscheiben. Auch ich lebe hier, in dieser Straße, wo das Geräusch von Reifen auf den alten Pflastersteinen in der Nacht erschreckend laut klingt. Du siehst mich nur nicht, nicht mehr. Ich gehe nicht zum Bäcker um die Ecke, dem, mit dem niederländisch klingenden Namen und den gehaltvollen, weichen Brötchen. Ich stehe nicht auf dem Bodengitter vor dem Kiosk, dessen Besitzer, hinter Kaugummis und Feuerzeugen versunken, jedes Läuten der Türklingel mit einem müden Aufschauen quittiert. Ich stehe nicht auf dem Bodengitter, unter dem sich die Kippenstummel sammeln wie in einem Nest, ich warte hier nicht auf die Straßenbahn. Wenn ich einen Schnupfen habe, sitze ich nicht mit dir in dem quadratischen, überfüllten Wartezimmer der griechischen Arztfamilie im Kellergeschoss, durch dessen schmale Fenster man die vorüberhastenden Schuhe der Passanten verfolgen kann. Ich lege meine Versichertenkarte nicht auf deine, damit sie mir den Platz in der Reihenfolge der wartenden Patienten freihält, während ich mir die Beine vertrete. Ich vertrete mir nicht mehr die Beine, ich liege stumm hinter dem Vorhang, stumm neben der Raufasertapete, stumm zwischen Matratze und Zimmerdecke. Hinter der gelben Fassade, hinter dem Fenster auf Kipp. Vielleicht siehst du bei Nacht das kaltblaue Leuchten eines Bildschirms in der Dunkelheit, vielleicht siehst du ab und an ein warmes Licht hinter der strukturierten Scheibe des Badezimmerfensters.

Auch ich lebe hier, in einem Haus mit einer alten braunen Tür, die schwer ins Schloss fällt, und einem jungen Baum davor, dessen Namen ich nicht kenne und der unter meinem Fenster, unter meinem Blick, bereits zwei Mal die Jahreszeiten durchlebt hat. Durch diese Tür gehen Menschen ein und aus, Bewohner und Besucher, unterschiedliche Menschen, zu unterschiedlichen Tageszeiten, und woher sollst du wissen, hinter welchem Fenster die blonden Schwestern leben, oder der nickende alte Mann? Und woher sollst du wissen, dass du einen der Bewohner nicht kennst, und dass, trotzdem, auch ich hier lebe, hinter dem Fenster mit den halbdurchlässigen Vorhängen und dem blauen Flackerlicht. Die zwei Schwestern ähneln einander bis auf die Länge ihrer blonden Haare. Eine verlässt das Haus

früh morgens, sie trägt einen großen Rucksack und hastet in Richtung Straßenbahn, die andere folgt später, sie steigt auf ihr Fahrrad und fährt schuldbewusst ein kurzes Stück über den Bürgersteig, weil sie das Klappern des Schutzbleches auf den Pflastersteinen nicht ausstehen kann. Da ist noch eine junge Mutter mit blasser Haut, glatt wie Gummi, und einem Leberfleck über der Oberlippe, der ein wenig zu groß und hervorstehend ist, um als Schönheitsmal zu gelten. Sie verlässt das Haus mit ihren zwei Mädchen im Schlepptau, die sind im Vorschulalter, und kreischen oder heulen oder kichern lauthals, dass es durch die Straße schallt. Ihr Mann hinter dem breiten Fenster mit den Spitzenplissees spielt Klavier und singt Arien, während sie auf einem Ergometer strampelt. Da ist noch ein braungebrannter Mann mit dunklen, halb verfilzten Haaren, und einem kleinen braunen Hund mit Stummelbeinen, der ständig kläfft. Sein unverhangenes Fenster ist geschlossen, und auf der Fensterbank stehen, in alten Joghurtbechern und gesprungenen Tontöpfen, bunte Zierblumen, die denen aus dem Stadtpark um die Ecke verdächtig ähnlich sehen. Dieser Mann hantierte letzte Woche tagelang an einem alten, verbeulten Fahrrad herum, und kurz darauf rollte eine hübsche Frau mit pechschwarzem Haar ratternd über die Pflastersteine. Das geflickte Rad lehnte draußen an der grünlackierten Laterne mit dem flackernden Gaslicht, sie unterhielten sich auf Ungarisch, sie lachten, und es war ein Tag, an dem die Sonne kräftig schien. Stets zur Mittagszeit verlässt ein altes Ehepaar das Haus, bestückt mit kastenförmigen Einkaufsstützen aus Plastik. Die korpulente Frau mit dem Kurzhaarschnitt hat sich zwei dünne, strenge Augenbrauen aufgemalt. Sie grüßt niemanden, und aus ihrem geöffneten Zimmerfenster dringen das Geplapper einer Talkshow und feine, graue Rauchfäden. Ihr Mann trägt ein treues Lächeln auf den Lippen, seine Hand sucht nach ihrer, er grüßt jeden, den er wiedererkennt. Dabei benutzt er das Wort „ja“ zu oft, „ja, ja, schönen Tag noch, ja, ja, ja“, und bei jedem „ja“ zieht er die Augenbrauen eifrig hoch und nickt ein paar Mal mit dem schlohweißen Kopf. Zuletzt ist da die junge Frau mit dem russischen Akzent und den engstehenden blauen Augen, die tiefe Schatten werfen und obendrein leicht schielen. Ich glaube, sie ist trotzdem schön. Sie verlässt das Haus erst gegen Abend, schnellen Schrittes, und sie geht gerne schwimmen, kurz bevor das Schwimmbad um die Ecke schließt. Du weißt nicht, dass sie unter dem Dach wohnt, und dass es ihr gefällt, weil es so ist, als würde sie in einer Höhle schlafen. Du weißt wahrscheinlich nicht, hinter welchen Fenstern diese Menschen leben, oder dass einer von ihnen nicht mehr ein und

ausgeht durch die alte braune Holztür. Vielleicht ist es der Fernseher der russischen Frau, der blau in die Nacht blinkt. Vielleicht lässt sie sich Lebensmittel liefern, von einem Fahrer mit einem würfelförmigen Rucksack und einem Elektrofahrrad, das dumpf über das Pflaster rumpelt. Und mit einem kleinen Lieferwagen kommen die Wasserkästen, und auf einem weißen Moped mit einem großen roten Sütterlin-, „A“ darauf die Medikamente. Aber es ist mein blaues Flackern, denn auch ich lebe hier. Du siehst mich bloß nicht. Du siehst flüchtige Zeichen, die ich hinterlasse, ein Vorhang, der Falten wirft, bläuliches Licht hinter einer trüben Scheibe, ein gekipptes Fenster aus Ornamentglas beschlägt, jemand lässt sich Zeit im Bad. Meine Küche, die geht zum Hof hinaus, und du könntest das nächtliche Glimmen des Ofens nicht sehen, selbst, wenn du wolltest. Die schleichenden Schritte über die Dielen im Flur hörst du nicht, und auch nicht das vorsichtige Öffnen der Kühlschranktür, der Klappe des Kühlfachs, des Pizzakartons, der Plastikfolie, der Ofenklappe, des Mülleimerdeckels, des Geschirrschranks, der Besteckschublade. Leise und heimlich isst jemand, tief in der Nacht. Auch ich lebe, hier, in dieser Straße, hinter der dreckig gelben Fassade, hinter den Vorhängen, in diesem Zimmer im zweiten Stock, mit einer Küche, und einem Bad mit Badewanne und alten grünen Fliesen.

Vielleicht lebst du schon einige Jahre in dieser Straße, vielleicht hast du mich einmal gesehen, früher, denn auch ich lebe bereits seit einigen Jahre hier. Vielleicht hast du einen Jungen gesehen, groß, mit dichtem Haar, mit hochgezogenen Schultern, den Blick gesenkt, Ohrstöpsel in den Ohren. Vielleicht ist er ausgezogen, aber da war kein Umzugswagen, oder? Vielleicht lebte gar kein Junge in diesem Haus, vielleicht kam er nur zu Besuch. Es ist sicher nicht so, dass du, am Fenster stehend, andauernd das Geschehen im Nachbarhaus beobachtest. Also, vielleicht war da gar kein Junge. Doch auch ich lebe hier, ich lebe noch, ich lebe immer noch hier. Seit zwei Jahren kannst du mich nicht gesehen haben, bloß meine flüchtigen Spuren, ein warmer Beschlag auf der Fensterscheibe, metallisch blaues Flackern in der Nacht, Tiefkühlpizzen, die ein Fahrer mit Würfelrucksack durch die braune Tür trägt, und leere Kartonagen, die, akkurat gefaltet, in der Tiefe der Nacht in der Mülltonne verschwinden.

Vielleicht kann man nicht sagen, dass ich hier lebe. Ich stehe nicht hinter dir an der Kasse des Nahkaufs, ich warte nicht neben den Kippenstummeln auf die Straßenbahn, ich reihe mich nicht in die sonntägliche Schlange vor dem Bäcker ein, und auch nicht in den Stapel der Versichertenkarten auf dem Tisch der Arzthelferin. Vielleicht lebe ich nicht hier, vielleicht lebe ich bloß, und doch, auch ich lebe. Ungesehen, ein Schatten, im Schutz der staubig gelben Fassade, im Schutz der Nacht, lebe auch ich. Es ist ruhig, das Leben, wenn du dich versteckst. Die Zeit zieht träge an dir vorbei, wie ein großer, alter Walfisch, der müde ein Auge auf dich wirft. Gleichförmig treibt die Zeit dich von deinem Bett in das Badezimmer in die Küche in dein Bett. Es fühlt sich sicher an, das Leben hinter den Vorhängen. Es ist angenehm, wenn du nicht zu viel darüber nachdenkst, angenehmer, als alles da draußen, das dich zum Nachdenken zwingt, das dir nahekommt. Doch eins ist sicher, du lebst, ohne gesehen zu werden. Du lebst, und du wirst nicht gesehen.